

Küppers-Sonnenberg:

## Nachlebende Ornamente der Völkerwanderungszeit in der Volkskunst des Südostens

Die edelsten germanischen Stämme sind im Zuge der Völkerwanderung nach Süden und Südosten abgewandert und haben Reiche gegründet, die vom Sturm des Geschehens weggespült wurden. Die politischen Gebilde der germanischen Stämme konnten verschwinden; nicht verschwunden ist aber ihre kulturelle Hinterlassenschaft und ihr Blutsverhältnis, die beide bedeutender sind als ihr uns bis dahin vergewöhnlicht haben.

Auf fünf mehrmonatigen Balkanreisen stieß ich im ganzen Südostraum auf Spuren sowohl Menschentums Nordischer Art wie auch auf sachliche Hinterlassenschaften, die sich besonders stark in der Baukunst und ebenso in Motiven und Ornamenten der Volkskunst erhalten haben.

Aus dem Bereich der Volkskunst greife ich einige Beispiele heraus, die uns in die Hinterlassenschaften der Völkerwanderungszeit einführen sollen. Wer die Geschichte der deutschen Stämme im Südosten kennt, weiß, welche entscheidende Ereignisse Nordischen Menschentums sich auf balkanischem Boden zgetragen haben. Auf der Dobrußascheppe steht das Monument von Adam Klissi als Mal zur Erinnerung an das harte Ringen der Römer gegen die andringende ost- und nordarische bzw. germanische Völkerstut, die schließlich das ganze römische Reich überschwemmte und zu Fall brachte. Nicht weit von Adam Klissi ist der Bischofsitz Wulflas gelegen. An der unteren Donau wurde der Codex argenteus verfasst, der heute in Upsala aufgehoben liegt.

Die nordbulgarische Abdachung des Balkangebirges hat am germanischen Schicksal so gut Anteil wie die walachische Ebene. Im Knick des Karpathenbogens hat die gotische Burg des Athanarich gelegen, in deren unmittelbarer Nähe der Goldschatz der Goten, der Schatz von Pietroassa, gefunden wurde. Hier fiel auch eine geschichtliche Entscheidung: ein Teil der Goten trat zum Christentum über und fand Einlaß in das römische Reich, nach Mönsien, das heutige

Nordbulgarien; der andere, heidnische Teil blieb im Karpathengebiet, vom Gebirge aus die vorgelagerten Ebenen bis tief ins Donaodelta beherrschend. Durch Jahrhunderte hat das Reich des Ermanarich bestanden. Als die Goten von den Hunnen wichen, sind in ihren durch Jahrhunderte umkämpften Siedlungsgebieten bedeutende Reste geblieben. In der Nähe von Plewen in Nordbulgarien liegen die Ruinen der Gotenburg Sadowez, geschickt den Durchbruch des Vit benutzend. Man ist überrascht, in den Dörfern der bulgarischen Nordabdachung, gerade an den Oberläufen und im Quellgebiet der zur Donau streichenden Bergwasser, zwischen Türken, Zigeunern und Bulgaren mongoliden Gepräges rein Nordische Menschen in schöner rassistischer Ausprägung anzutreffen. In einer Reihe von Bildaufnahmen sind wir „Auf den Spuren der Völkerwanderung durch Donauraum und Balkan“ den geschichtlichen Ereignissen an Hand ihrer räumlichen Niederschläge gefolgt. (Wolk u. Kasse, Jahrgang 1937, 1938, 1939.)

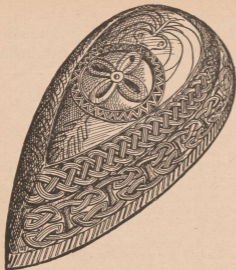
So läßt sich fast für jede einzelne der südöstlichen Landschaften der starke Anteil germanischen Blutes und germanischer Kultur nachweisen. Man überträgt nicht, wenn man geschichtlich feststellt, daß der Südosten vor der slawischen Zuwanderung im 8. Jahrhundert stark germanisch bestimmt gewesen ist; begreift man die Bastarden in die Völkerwanderung ein, so läßt sich der Nordische Kultur- und Blutzustrom bis vor die Zeitwende zurückverfolgen. Der Südosten ist das Sickergebiet Nordischen Menschentums, so wie der Norden im engeren Sinne sein Quellgebiet ist.

Die gesamte Balkanhalbinsel ist Überschneidungsgebiet vieler Rassen und Kulturen. Diese Tatsache ist am rassenkundlichen Befund heute ohne weiteres nachzuweisen. Sie besteht auch innerhalb der Volkskunst und ist von vielen Forschern schon herausgestellt. Noch nicht genauer untersucht ist aber der



Tuflnacker aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts; Arbeit der Holzschmied von Solovo bei Anis im dalmatinischen Hinterland. Kofette im Scheitel, auf den Scheiteln Sockelornamente einfacher Art. Einflüsse zeigen sich in Oberitalien, in Kroatien, in Ober- (Schwyz), in Oberrhein, die bis hin zu angelsächsisch-nordischen Miniaturen. Auch noch die bulgarische und ungarische Volkskunst kennen Sockelornamente.

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.



Bauerngeige (Gusla) aus Knin; Arbeit der Holzschneider aus Selovo aus dem Jahre 1829; Kofette mit doppeltem Lebensbaum, beblättert und unbelästert, der beblätterte im Topf stehend. Um das Kofettenfeld ist ein Flechtgefäßband gelegt, dieses ist von einem Sabengefäßlingsband umgeben. Das Flechtband ist dreifach; das Sabengefäßlingsband ist zweifach flechtartig. Entsprechungen wie zu 1 im ganzen Bereich der langobardischen, gotischen und fränkischen Kultur.

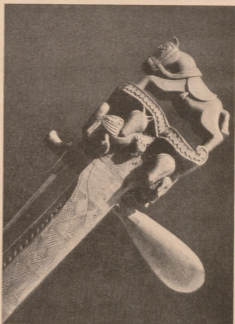
mögliche Nordische Anteil an der Volkskunst des Südostens. Dabei zeigt schon ein erster Blick auf den Bestand der beliebtesten Ornamentmotive, daß der Südosten Erbe aus ältester Nordischer und indogermanischer Zeit bietet, da die gleichen Motive der Kofette, der Vögel am Lebensbaum, des Lebensbaumes, von der die Stickerien und Schnitzereien Kunde geben, den Südosten mit dem äußersten Norden Europas ebenso wie mit Iran und Indien verbinden.

Innerhalb der bäuerlichen und auch der klösterlichen Volkskunst (die man im Südosten mehr der bodenständigen Kunst zuweisen kann, da sie durchaus völkisch empfindet) läßt sich eine Motivgruppe herausheben, deren Nordische Anklänge so stark sind, daß sie nicht übersehen werden können. Da sich diese Formen im Bereich des Wanderweges und der Dauerwohnstätte der Goten und Langobarden finden, können wir sogar den Versuch einer genaueren Zuweisung unternehmen.

Aus der Fülle des Stoffes seien hier einige Beispiele herausgegriffen, die mir der Zufall in die Hand spielte. Es handelt sich um eine in meinem Besitz befindliche kroatisch-dalmatinische Bauerngeige (Gusla) aus dem Anfang des vergangenen Jahrhunderts und um Vorlageblätter der Schnitzerschule am Obrißsee. Hinzu kommt ein Nussknacker aus Knin, dem Fundort der Gusla, ein holzgeschnitztes Tor aus dem Waldkarpatengebiet und Einzelheiten von holzgeschnitzten Bildwänden aus griechisch-orthodoxen Kirchen, wie schließlich eine ukrainische mehrkuppelige Kirche des Karpatengebiets. Die Reihe mag beschlossen werden mit marmornen Schmuckplatten vom Portalgewände einiger mazedonischer Klosterkirchen. Eine Fülle von Stoffen, deren genaue

Entsprechungen wir aus dem ganzen Bereich der germanischen Kultur beibringen können, deren Parallelen in der Völkerwanderungszeit für uns von größter Bedeutung sind.

Beginnen wir mit dem Nussknacker und der Bauerngeige aus Knin. Die Bauerngeige ist aus einem Stück Holz geschnitten. Sie zeigt als Kopf ein Pferd, das gesattelt auf einem Sockel steht. Unter dem Sockel ragen eine Reihe von Tierköpfen hervor, die fraglos auf mythische Vorstellungen zurückgehen. Schon diese Beziehung zum Tierkult konnte eine Beziehung zum Nordischen Tierkult nahelegen. Die wirkliche Zugehörigkeit zur Nordischen Formenwelt wird aber erhärtet durch Schmuckbänder in der von den Langobarden bekannten, fälschlich Flechtornament genannten Schlingentechnik, die in einem folgenden Beitrag genauer untersucht und auf ihren Ursprung zurückgeführt werden soll. Der Bauch der Gusla zeigt deutlich den Lebensbaum in doppelter Ausprägung über einer Kofette stehend. Der nach unten gerichtete Lebensbaum zeigt in einem zweifeligen Topf einen Stamm mit drei Paar Blättern, breitlappig nach der Seite ausladend; der nach oben gerichtete Lebensbaum zeigt einen Stamm mit drei Paar nackten Ästen. Die Kofette zeigt in einem zackengeritzten Ring eine vierlappige Blüte mit Kelch. Die Blütenblätter und der Kelch sind mit Zirkel geritzt; durch Spanausheben ist die lebensvolle Formkraft der Blüte gewonnen. Diese Technik des vierfachen Zirkelschlages liegt auch den langobardischen Schlingenornamenten zugrunde, die sich geradezu als unerhört schöpferische ornamentale



Kopf der Gusla: ein Pferd auf Sockel, das Pferd gesattelt; unter dem Sockel Tierköpfe, darunter: Steinseite zeigt einen Widder mit hartem Gebirg; rechts davon seitlich Suchs mit Sabn, links seitlich Schlange mit Sale. Die Nussseite zeigt einen Suchs (?) mit Vierfüßler (Lamm?), rechts davon Schlange mit Vogel, links Tierkopf ohne Beute (Eber?).



Säbengeflechte aus dem Zirkelflag: Vierpaß in ein Toppflecht aus Kreisen verflochten. Motiv vom Altar der Taufkapelle bei der Karlsbräule Split in Dalmatien. Die Verwandtschaft dieses Säbengeflechtmotives mit dem des Nuffknackers und der Gusla ist augenfällig.

Abwandlungen dieses einen fast mathematischen Grundmotivs deuten lassen.

Der Vogen zur Gusla ist aus einem Stock geschnigt und stellt eine Schlange dar.

Die Schnittechnik des Nuffknackers ist die gleiche wie die der Gusla. Der Nuffknacker zeigt auf jedem Schenkel ein Schlingenband und im Gelenk die Kofette in mehrzoner Ausführung; um eine glatte Scheibe ist ein Fadenband gelegt, um das sich ein Kranz von glatten lanzettlichen Blütenblättern reibt, eine Korbbülte nachahmend.

Die Zugehörigkeit des Schlingenornaments zum germanischen Formenkreis des Band- und Tiergeschlingens ist naheliegend; es fällt aber nicht schwer, genaue Entsprechungen zu diesen Geschlingebändern nachzuweisen. In Cividale bietet der Tempeltie longobardo die gleichen Ornamente auf der Westwand (Schaffran: Die Kunst der Langobarden, Tafel 49, h). Bemerkenswert ist, daß sich hier das mehr zopfartige Geflecht des inneren Bandes der Gusla ebenfalls vergesellschaftet findet mit einem deutlichen Säbendzugmotiv; in Cividale allerdings in spiraler Durchführung. Die Gegenstücke zu den Motiven des Nuffknackers findet man, und zwar ebenfalls in der so bezeichnenden Verbindung von Säbendzugornament und Kofette im Kreuzgang von S. Giovanni des Lateran in Rom (Schaffran: D&K, Tafel 26, Mitte oben: eine Kofette von Säbendzugschlingen eingerahmt in jeder Ecke der Türbogenplatte).

Aber wir haben nicht nötig nach Italien zu gehen, um zu unserem Ornamentformenkreis Gegenstücke zu finden. Sie liegen im Reich der dalmatinischen Küste, in deren Hinterland die Schnitzer ansässig sind, viel näher. Der Taufaltar zu Split birgt eine für das Verständnis der ornamentalen Formenprache und so auch für das Verständnis der Nordischen

Gedanken- und Vorstellungswelt bedeutsame Platte, die leider nur schwer fotografiert werden kann. Ich habe die Platte zeichnen lassen. Sie stellt einen Drudenfuß dar, umrahmt von einem einfachen Schlingenband ohne Säbenddurchzug. Aus dem Drudenfuß ragen Beeren heraus, an welchen Vögel picken. Das Motiv der beerenpickenden Vögel geht auf mythologische Vorstellungen zurück, die v. Spieß in seiner Arbeit über Tierkult und insbesondere über den Unsterblichkeitstrank herausgeschält hat. Wie beliebt dieses Motiv bei den Langobarden war, ist aus seiner weiten Verbreitung zu entnehmen. Es findet sich allein bei Schaffran im Kapitell einer Säule in Benevent (Tafel 6, c), im Gewände von S. Michele in Pavia (Tafel 26, a), auf der Vorderseite des Schilderaltars in Serentillo in Verbindung mit Kofetten und zwei Männern mit erhobenen Händen. In besonders reicher Ausgestaltung kommt das Motiv auf einer Schmuckplatte des Lateran vor. Diese Schmuckplatte verdient vom Standpunkt Nordischer Weltanschauungsforschung besonderes Interesse, da hier die Vögel in Verbindung mit anderen Tieren vorkommen, diesmal statt am Drudenfuß am Kreuz pickend, das im Innern ein lockeres Säbendzugloses Gefchlinge zeigt. Die Tiere sind als drachenartige Gebilde zu erkennen und müssen gestellt werden zu den Drachen am Kreuzesfuß, wie wir sie von Bildwänden in ferbischen und bulgarischen Klöstern kennen; oder auch in reicher Ausprägung mit Vögeln und anderen Tieren vergesellschaftet auf der Kaiserfürt



Drudenfuß mit beerenpickenden Vögeln vom Altar der Taufkapelle in Split. Im Drudenfuß Kofette; um den fünfsten ein Wellengemischband gelegt; oberhalb ein Säbendzuggefchlinge mit Säbenddurchzug, verwannt dem auf der Gusla. Die drei fünf Ährfelher durch Vögel besetzt. Drei bei Vögeln ein Beeren pickend. Die auf dem Drudenfuß herausragende. Die Beeren lassen die Gleichnigkeit des Drudenfußes mit dem Lebensbaum erkennen.

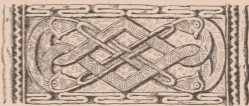
von Sv. Spas in Skopje. Das Vogelmotiv lebt in verschiedener Gestalt heute noch fort in der Volkskunst des Südoftens wie auch in der deutschen Volkskunst. Der mythologische Vorstellungskreis, der hinter dieser reichen Tierornamentik steckt, führt in seiner Urform auf einen arischen Schlangenkult, der gerade bei den Langobarden noch sehr lange lebendig erhalten geblieben ist, zurück.

Wir können uns bei der Beschreibung der übrigen Sunde kürzer fassen. Zur Erläuterung des sym-



Schmuckplatte aus dem Lateran; deren obere Vogel am Kreuzesbaum. Das Kreuz ist durch Blattbeigabe auf dem linken Querschenkel deutlich als Baum gekennzeichnet, so wie der Rechtenfuß durch Beeren als Strauchbaum bezeichnet war. Am Fuß des Kreuzes nagende und freilebende Vierfüßer mit erbobenen Schwänzen, drackentartig Tiere mit flauerartigen Tagen. Die Schenkel des Kreuzes mit Wellenereindringband ausgelegt. Die Enden der Schenkel frontal ausgerollt. Selt die gleiche Substruktivität findet sich auf den sog. Kaiserstürzen der Bildwände griechisch-orthodoxer Kirchen und Klöster; so besonders reich im unterirdischen Kloster Sv. Spas in Skopje (Westbild) in Mazedonien. Die Tiere am Fuß des Kreuzes sind ebenfalls, als Drachen ausgebildet, weit verbreitet.

bolischen und mythologischen Gehaltes der Schlingenornamentik verweisen wir auf die Fußleiste des Reiterbildes von Hornhausen, das auch noch der Klärung harret. Aus dem Südoften sind Reiterbilder insbesondere aus dem Gebiet der Trafer bekannt. Ihre Zusammenstellung zeigt, wie gern sie sich mit Schlangen, der Säule und dem Lebensbaum vergesellschafteten. Das Pferd der thrakischen Reiter hebt oft den einen Fuß. Im thrakischen Reitergott haben wir ganz, ebenso wie im St. Georg, der sich auf bulgarischen Bauernwagen findet, den urarischen Reitergott, in germanischer Ausprägung den Wilden Reiter und Wotan vor uns. Ich vermute, daß das bulgarische Reiterbild in den Felsen von Madara,



Drachengestaltige von der Schmuckplatte des Reiters von Hornhausen. Die Zugehörigkeit der Lebens- und Drachensymbolik ist dechentlich. Die nahe Verwandtschaft zwischen fliehendem, lebendem und freilebendem zur Drachensymbolik ist aus zahlreichen Urkunden im ganzen Bereich der Völkerverwandtschaften und der frühen germanischen Niede am Schwarzen Meer zu belegen.

wenn es den bulgarischen Chan Kum darstellt, auf ältere arische Vorstellungen zurückgeht. Auch bei diesem Felsenbild fehlt die Schlange nicht, deren Kult heute noch im Südoften fortlebt, gerade dort, wo unlängst die Ruinen einer altdruidisch gotischen Kirche freigelegt wurden, bei Breza, in der Nähe von Serajevo, wo eine der Säulen Kamen aufweist.

Kreuz, Lebensbaum, Kofette und Säule finden sich auf einer die vier Apostel darstellenden Schmuckplatte in Cividale (Schaffran Tafel 30, a). Ornamente von Schmuckplatten aus dem Portalgewände mazedonischer Klöster, wie dem von Detschani, haben ihre genaue Entsprechung in Plattenbruchstücken aus dem Landesmuseum in Klagenfurt, die Sofrat Graber als langobardisch nachgewiesen hat (Kärntner Jahrbuch 1932). Es handelt sich um Schmuckleisten, locker gedreht und nicht verzerrt, die aus dem Wellenmotiv entwickelt sind. Andere Parallelen finden sich in Nordischen Holzkirchen, so ein Grotteskenkopf, aus dessen Mund sich eine oder zwei Blätterranken winden, aus der Holzkirche bei Brückenberg. Das gleiche Motiv kehrt wieder an Bildwänden von Klöstern und Kirchen in Bulgarien, so der Klosterkirche Samolow. Dieser Grotteskenkopf zwischen Ranken entspricht dem Mann mit erbobenen Händen am Lebensbaum, der auf altnordischen Schnallen sich findet oder der „Germanenerbe“, Heft 1/2, 1942 veröffentlichten Bankleibne, die fast den gleichen mythologischen Bilderschatz enthält, den die Kaiserstürze des Klosters Sv. Spas in Skopje zeigt und der auf den Vorlagetafeln der Schnitzereifachschule Ohrid sich findet im Spiel der Drachen im Türgewände. Diese Vorlagetafeln sind geschaffen nach Tür- und Fenstergestaltungen von Klöstern im Zuge der alten



Bruchstücke von Schmuckplatten aus dem Landesmuseum Klagenfurt; dreifachträngiges fliehendes wie auf der Ostseite; Rest eines Knotens aus einem Drachengestaltigen, darunter Wellenwindende, das noch heute der Volkskunst des Südoftens, aber auch der deutschen Volkskunst angehöret; beliebt auf Bauernschranken und -stühlen; zurückgehend auf Schlingenornament.



Groteskenkopf mit Dart; aus dem Munde windet sich ein Doppelkantenband. Kirche Dang bei Kruminbühl im Riesengebirge. Schnitzerei aus dem 12. Jahrhundert. Das Kantenwerk des Gewändes zeigt reiche Trachtenornamente.



Groteskenköpfe von einer bulgarischen Bildwand (Monofas); ein löwenähnliches Untier und ein Trache, aus dessen Schlund sich ein Kantenband windet. Die gleichen Motive in der Ornamentik der Schremsalpen und an woodbrunnenen Schwertgeißeln. Auch die Kantenbänder sind oft in dieser Weise als Trachen ausgebildet. Einzuweisen ist hier auf den Grotesken- und Masken- und Gnomensylak an gotischen Kartäulen; auch darauf, daß sich hier Trachen als Wolkenspeier in einer Vereingeltung mit der Kofette beisammen finden.

Kömerstraße mit Anschluß an die dalmatinisch langobardische Kultur.

Zum Schluß sei das Augenmerk noch auf eine Neben-sächlichkeit gerichtet, die zur Aufhellung der mythologischen Vorstellungswelt dient, die sich hinter der balkanischen wie überhaupt der indogermanischen Volkskunst versteckt; es ist das Motiv des Taufstabes. Auch hier kehrt die Windung und der Drall wieder. Wir finden das Motiv in reichster Anwendung in den Karpaten, so an der holzgeschnitzten Tür. Es ist anzutreffen in Säulenform an der Kanzel der Kathedrale zu Split. Aber auch die mittelalterlichen Sachwerkbauten Norddeutschlands zeigen dieses Motiv fast ebenso häufig wie das verwandte der schwingenden Wellenlinie. Das Vorlageblatt vom Kloster Lazarje mit seinem Spiel von sechs Drachen zeigt den Taufstab als Säule zwischen zwei einfachen wadenartigen Schnurstäben. Im heute kroatischen Bereich Dalmatiens finden wir die Taufstabsäule als Grundmotiv auf dem sog. Brunnen des Wissaslaw in Venedig. Hier ruht das Kreuz außerdem auf einem Taufstabsfötel. Der Leuchtabinsaltar in Ravenna ruht auf vier mächtigen Taufsäulen (Schaffran Tafel 28, a Ravenna; Tafel 25, d: Brunnen des Wissaslaw).

S. Pietro fuori le mura in Spoleto zeigt in der Fassade dem Gewände vorgestellte Säulen mit rechts- wie auch linksgerichtetem Drall in Verbindung mit reichen Kofetten und Kanten-schmuck. Noch gegen Ende des 7. Jahrhunderts werden in Ravenna prachtvolle Ornamentarbeiten im ganzen Reichtum der Tier- und Kantenornamentik der Völkerwanderungszeit ausgeführt, so an der Urne des Erzbischofs Theoderich (Theodor). Hier finden wir die Vögel an dem christlichen, allerdings fast gleichschenkligen Kreuz pfeilen, so wie sie am Taufaltar von Split am Drudenfuß pfeilen. Dem Kreuz sind zwei Kofetten beigegeben. In einem Feld darunter ruht das Kreuz wie sonst der Lebensbaum in einer



Stützstir aus dem Karpatengebiet (Maramuresch); die Scheibe, das Tau und Gewände von Blüten und Blättern.



Thesaurischer Reiter aus Dilefa bei Ternovo und aus dem Nationalmuseum in Sofia. Der Reitergott findet sich sehr häufig im östlichen Bulgarien, dort, wo die germanischen Stämme mit den Torakern aufeinandertrifften. Sein Kult geht auf vorgeschichtliche Zeit zurück. Dem Reitergott sind jagende und gejagte Tiere beigegeben, sehr häufig die Schlange.

mondförmigen Schale. Ein Vogel, die Taube des hl. Geistes, flößt senkrecht von oben auf das gleichschenkelige Kreuz, während rechts und links vom



Einzelnes Bild: Vorlesungsblatt der Schnitzschule an der Hofkirche; Semel- und Tiermotiv des Mosaikers Lazarus; verflochtene, paarige, spiegelbildlich angeordnete Trachten, Knotenartige Kofetten, Taufabzeichen, deren Zwischenfelder mit Wellenwindenband ausgelegt sind; der gleiche Sabelzierenschnitt aus nordischen Gotikfunden wie Uppsala oder Rönneby. Rechtses Bild: Hufe des karolingischen Zwergerichs, 7. Jahrhundert; die volle Symbolik der Altarplatte von Spelt ist hier noch erhalten, wie auf der Platte des Lateran; Vogel am Kreuz sitzend bzw. stehend, Kofetten und Nantensfelder zwischen Säulen. Unter dem oberen Kreuz an Stelle der Trachten der venezianische Löwe. Das untere Kreuz in Mondschale auf beiderseitigem Helm ruhend; deutliche Beziehung zur Unsterblichkeitsymbolik der vorchristlichen Zeit.

Kreuz zwei Kanten sich wellenförmig zu vier Wirbeln winden, in deren Innern eine Kofette als vierblättrige Blume erscheint, ganz entsprechend der von der Bauerngeige aus Anin. Spieß hat auf die Beziehung des in der Mondschale rubenden Baumes zum Unsterblichkeitsglauben hingewiesen.

Wir haben genügend Beispiele zusammengetragen, um darzutun, daß viele Grundzüge der Vorstellungswelt unserer Vorfahren der Völkerwanderungszeit auf dem Weg über Goten und insbesondere Langobarden in die Volkskunst des Südostrons eingedrungen sind; teils unmittelbar, wie dies bei den ausgesprochen langobardischen Sadenzug- und Slechtbandmotiven der Fall ist, teils auf Umwegen über den Vorderen Orient, über Iran und Armenien, auf deren schöpferische Bedeutung und osarische Bestimmtheit Strzygowski in seinen wichtigsten Arbeiten immer wieder hingewiesen hat.

Wenn Strzygowski die Kuppel für armenisch-osarisch hält, so dürfen wir einen Schritt weitergehen und im Grundriß der Kuppelkirchen die altarische Kofette vermuten, dies um so mehr, als sie tatsächlich in Slesien und im Moskau unter der Kuppel oft eingelassen ist und eben diesem Ort als eigentlich bestimmendem Mittelpunkt der Kirche in der Liturgie maßgebende Bedeutung zukommt. Es ist reizvoll, den reichen Beziehungen zwischen der christlichen Liturgie gerade im Bereich der Ost-



Kirche und der Ornamentik und Symbolik des Kirchenbaus nachzuspüren. Steht doch der gesamte Kirchenbau mit dem vordröflichen Lichtmythos in Verbindung, wie sich schon aus der „Orientierung“ der Einstellung des Baus zum Licht am Oftertag ergibt. Die Öfirkirche, welche dem Volk nahe verbunden ist, bewahrt einen reichen Schatz an Erinnerungen auf. Man muß sowohl die Bauformen als

auch die ornamentale Auskleidung der Kirchen als unchristliche Zutat des christlichen Kultes betrachten, der viele Formen der vom Christentum überwundenen Kulte in sich aufgenommen hat. Ist unser Blick erst mehr geschult, so dürften sich noch manche Rätsel der Trachten- und Stickerei, aber auch der in Stein, Brot- und Holz gearbeiteten Ornamentik der gesamten abendländischen Volkskunst lösen.

W. Klensch:

## Niederfächfische Bauern im Gau Ost-Hannover (III)

### Wefensart Der Bevölkerung

Die Lebensäußerungen der niedersächfischen Bauern in Sitte, Braudtum, Tracht, Tänzen, Liedern, Reimen usw. sind fast von Kirchengemeinde zu Kirchengemeinde verschieden. Es ist im Rahmen dieses Aufzuges unmöglich, näher auf Einzelheiten einzugehen, vielmehr soll versucht werden, in dem Volkstum die Wefensart der Bevölkerung zu erkennen, um so ein Bild von dem Stammescharakter der Niedersächfen zu gewinnen.

Alle zitierten Schriftsteller kommen über das Wesen der Niedersächfen zu fast gleichen Ansichten; doch gilt das Gesagte nicht für jeden Niedersächfen. Wer einmal die Verhaltensweisen aller Menschen eines Dorfes beobachtet und danach jeden einzelnen auf seine Charakterveranlagung prüft, wird sehr bald feststellen, daß die Leute außerordentlich verschieden sind. Wenn der Kassenkundler gerade auf diese Unterschiede Wert legt, so geschieht das aus der grundlegenden Erkenntnis, daß nicht alle Menschen gleich veranlagt sind; hinter den verschiedenen Verhaltensweisen verbergen sich auch unterschiedliche rassische Veranlagungen.

An einem Beispiel soll gezeigt werden, wie sich bei solcher Betrachtung sehr bald bestimmte Typen aus der gesamten Bevölkerung herauschälen.

Ein wesentlicher Zug des Niedersächfen ist sein Sang am Hergebrachten. Bis zum ersten Weltkrieg lebten unsere Bauern in abgelegenen Dörfern noch in altüberlieferten Formen der Sitte, des Braudtums, der Wirtschaft; das bedeutete allerdings nicht, daß die Leute stur an dem Überlieferten feßhielten, sonst wäre ja nie ein Fortschritt möglich gewesen. Die Welt des Bauern hatte sich aber auch in Niedersachsen im Laufe der Jahrhunderte stets geändert. Es waren immer durch Zuwanderung und heirateten Menschen aus anderen Gegenden (aus anderem Braudtum) in die Dörfer gekommen und mit ihnen andere Ansichten und Gedanken; neue Geräte und Maschinen wurden angeboten, neue Wirtschaftsweisen tauchten auf, mit denen sich die Menschen auseinanderzusetzen hatten. Die Verhaltensweisen der Bauern gegenüber diesen Neuerungen waren recht verschieden. Die meisten wünschten ein Feßhalten am Alten. In Protokollen von Gemeindeversammlungen aus früherer Zeit steht häufig zu lesen: „Es wurde beschlossen, daß es so bleiben soll, wie es bis jetzt ge-

wesen ist.“ Aber diesen Gemeindebeschlüssen ging doch oft ein heißer Kampf voraus, wie ich ihn selbst oft genug miterlebte.

Es hat in den Dörfern Niedersächfens stets Bauern gegeben, die einsichtiger, entschlußfreudiger, wagemutiger, lebhafter, selbstbewusster, den Neuerungen zugänglicher waren als andere, als die breite Masse. Sie waren die „Pioniere des Fortschritts“; denn sie fürchteten selbst nicht das Gerede des Dorfes, setzten sich auch über alte Bindungen hinweg und gingen selbstsicher den von ihnen als richtig erkannten Weg. Wenn sie den Nutzen einer Neuerung eingesehen hatten, wurde diese auf ihren Höfen durchgeführt. In Gemeindeversammlungen standen sie in einem aussichtslosen Kampf gegen die meisten Dorfbewohner, da sie bei weitem in der Minderzahl waren. Auch heute findet man diese Menschen bald aus den Bauern eines Dorfes heraus.

Mit ihnen wesensverwandt ist eine zweite Gruppe von Menschen, die dem Fortschritt auch nicht ablehnend gegenüber steht, aber diese Leute entschlossen sich erst für Neuerungen z. B. in der Wirtschaft, wenn sie tatsächliche Erfolge bei anderen Bauern sehen. Sie sind vorsichtiger in ihren Entschlüssen, überlegen länger, gründlicher, sachlich fähler; ihnen fehlt das Draufgängerische, ein „Schuß Leichtsin“, den man oft bei jenen Schrittmachern der Zeit findet.

Zu einer 3. Gruppe gehören alle Bauern, die dem Fortschritt aus Veranlagung abgeneigt sind, die aber doch „den Anschluß“ an ihre Nachbarn halten wollen und nach dem Grundsatz handeln: „Was andere können, kann ich auch.“ Ihr Verhalten wird sehr stark durch den Geltungstrieb bestimmt. Sie machen die Neuerungen nicht aus Überzeugung mit, sondern weil sie dokumentieren wollen, daß „andere Leute nicht mehr sind“ als sie selbst. Sie sehen daher ständig auf die Nachbarn. Wenn man z. B. zu ihnen mit einer Sammelleiste kommt, fragen sie stets zuerst, was „die anderen“ gegeben haben, und danach richten sie sich auch.

Zu einer 4. Gruppe sind die Bauern zu zählen, die aus Ängstlichkeit und Vorsicht, teils aus Sturheit und Verbobtheit oder aus Bequemlichkeit oder Dummheit der Zeit nachhinken, gleichsam die Türen ihrer Häuser gegen alle Neuerungen verschließen und am liebsten noch verhindern möchten, daß andere Dorfbewohner dem Fortschritt hulldigen.

Es bleibt noch eine 5. Gruppe, zu der die Menschen gehören, die stets allerlei kühne Pläne haben, sie auch wagemutig anpacken, denen aber die ruhige Überlegung, der nötige Weitblick und vor allem die Ausdauer fehlen, um sie zu verwirklichen. Diese Leute fangen manches an, lassen es dann aber unvollendet liegen und bringen ihre Wirtschaft häufig in Gefahr oder zum völligen Ruin.

In den Gruppen I und 5 erkennt man unschwer nordische, in 2 bis 4 hauptsächlich sächsische Rassen-eigenart.

Selbstverständlich gibt es zwischen den einzelnen Gruppen mancherlei Übergänge, so daß man oft im Zweifel sein kann, zu welcher man einen Menschen zählen soll. In dem erwähnten Dorf an der Niederelbe habe ich auf Grund der Untersuchungen über die Verhaltensweisen der Menschen die Männer nach obigem Schema eingeteilt; die Frauen treten in ihren Handlungen nicht so hervor, daß eine sichere Eingruppierung möglich ist.

Von 67 Männern gehören

zu Gruppe I	6
"      II	19
"      III	31
"      IV	9
"      V	2

In anderen Dörfern und Gegenden wird die Zusammenfassung der Bevölkerung im Sinne dieser Gruppeneinteilung wahrscheinlich anders sein, wie Unterschiede z. B. in der Wirtschaftsweise, in dem Bestand an landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten vermuten lassen<sup>2)</sup>.

So wie der Gang am Hergebrachten bei den einzelnen Niedersachsen sehr verschieden ausgeprägt ist, so verhält es sich mit den meisten übrigen Eigenschaften, die dem Niedersachsen nachgesagt werden. Ich muß mich jedoch auf diese Andeutungen beschränken und hoffe, in einer späteren Arbeit die Ergebnisse der erwähnten psychologischen Studien vorlegen zu können. In kurzen Zügen sollen nun die „durchschnittlichen“ Verhaltensweisen der niedersächsischen Bauern zum Hof (Familie), zur Nachbarschaft, zum Dorf, zu fremden Menschen, bei Feiern und Festen beschrieben werden.

Der Hof ist der Lebensinhalt eines jeden Bauern und beherrscht sein Denken und Wollen; der niedersächsische Bauer beurteilt daher alles, was an ihn herantritt, von seinem Hofe aus. Die andauernde und große Geldknappheit, die den Werdegang unseres Bauerntums begleitete, hat ein Geschlecht erzogen, das rechnend, sachlich und kühl alle Dinge und alle Fragen des Lebens beurteilt. Was dem Hofe keinen Nutzen bringt, interessiert den Bauern wenig. Das ganze Leben ist Dienst am Hof; für ihn arbeitet er so lange, als die Hände ein Gerät halten können, selbst wenn sein Sohn schon Bauer ist. Dem Wohl des Hofes ordnet er sein eigenes Wohl unter, und dasselbe verlangt er von seinen Familienangehörigen.

Auf den meisten Höfen Niedersachsens lebt der Bauer noch heute mit Frau, Kindern, Eltern und Gesinde in einer echten, schönen Arbeitsgemeinschaft. Das Gesinde besteht auf den Gutsböden an der

Niederelbe, die ich näher kenne, zum Teil aus den nachgeborenen Söhnen und den Töchtern anderer Bauern; daher kommt es, daß Knechte und Mägde voll in die Familie aufgenommen werden, mit dem Bauern an einem Tische essen, oft mit den Kindern des Bauern in einem Raum schlafen, den Bauern mit Du und Vornamen anreden, aber auch für den Bauern arbeiten, als wenn es um den eigenen Vorteil ginge. Eine geringschägige Behandlung würde sich ein Knecht daher auch gar nicht gefallen lassen. Ja, das Wort Knecht hat in diesen Dörfern auch nicht die Bedeutung eines Menschen von minderer Freiheit wie ein Herr. Man nennt dort jeden unverbitterten Burfschen Knecht, auch wenn er im elterlichen Hause lebt.

In Niedersachsen ist die altgermanische Auffassung, daß der Hof gleichsam nur ein Leben für den Bauern ist, das er zu beugen und zu pflegen und seinem Sohn in guter Verfassung und ungeteilt zu übergeben hat, nie ausgefallen. Die Höfe sind daher mit wenigen Ausnahmen immer im Sinne des heutigen Erbhofgesetzes vererbt worden. Viele Bauerngeschlechter leben seit Generationen, so weit schriftliche Nachrichten überhaupt vorliegen, in gerader Blutsfolge auf ihren Höfen. Keinstorf stellte fest, daß von 130 Familien der Elbmarsch und des Kreises Soltau 21 v. S. länger als 200 Jahre und 3 v. S. länger als 300 Jahre im Mannestamm auf ihren Höfen ansässig waren; er erwähnt, daß bei 6 v. S. keine älteren Aufzeichnungen vorhanden seien. An der Niederelbe wurden von 130 Höfen in 2 Dörfern nur 16 v. S. länger als 200 Jahre in gerader Folge vererbt. Wenn auch die Hofübergabe an Töchter berücksichtigt würde, wären diese Zahlen natürlich wesentlich größer. Im Kreise Celle kam eine Anzahl Bauerngeschlechter eines ununterbrochenen Besitz ihrer Höfe bis in die 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts nachweisen.

Der niedersächsische Bauer ist stolz auf seinen Besitz, selbst wenn er das nach außen hin selten zeigt; er spricht gern von seinen Leistungen, erzählt, wie er den Hof übernommen und wie er ihn weitergebracht hat, wieviel Obland er kultivierte, wieviel Vieh er jetzt mehr hat. Manche prahlen auch ein bißchen mit ihren Erfolgen. Aus diesen Äußerungen spricht das starke Selbstgefühl, das niedersächsischen Bauern eigen ist.

Mit dem Selbstgefühl paart sich der Geltungstrieb, wie besonders durch die erwähnte Untersuchung über die dinglichen Kulturgüter nachgewiesen werden konnte. Auf vielen kleinen Höfen wurden z. B. Maschinen angetroffen, die eigentlich überflüssig waren, weil man die Arbeit bequem mit der Hand erledigen könnte. In der Regel waren die Maschinen alt und von anderen Bauern bei Neuanfassungen in Zahlung gegeben worden. Aus Gesprächen konnte ich herausfinden, daß die Anschaffungen in erster Linie gemacht wurden, weil der Bauer „nicht hinter anderen Leuten zurückstehen“ will. Man glaubt also: Besitz erhöht die Achtung unter den Menschen.

Das Verhältnis des Bauern zu seiner Familie wird einem Aufsehen erregenden kühl, unfreundlich, manchmal sogar herzlos erscheinen. Er kann nach Feierabend auf einer Bank vor dem Hause sitzen und z. B. zusehen, wie seine Frau oder Mutter einen

<sup>2)</sup> Selbstverständlich können nur Bauern verglichen werden, die unter gleichen Verhältnissen leben.



schweren Futterreimer schleppt, ohne daß er auf den Gedanken kommt, ihr zu helfen. Er weiß, daß jeder auf dem Hofe seine Arbeit hat und niemand damit rechnet, daß ein anderer ihm die Arbeit abnimmt. Wenn Mann und Frau einmal denselben Weg haben, geht der Bauer meistens voraus, und seine Frau folgt ihm mit einigen Schritten Abstand. Man darf aber den Bauern nicht nach städtischen Höflichkeitsformen beurteilen; er verbirgt sein Inneres und vor allem sein Gefühlsleben sorgfältig vor anderen Menschen. Nur in schwersten Stunden verliert er manchmal seine Beherrschtheit, und man kann dann ganz überrascht feststellen, wela tiefempfindendes Gemüt sich hinter der rauhen Schale verbirgt.

Stark ausgeprägt ist das Sippengefühl des Niedersachsen. Die engeren Verwandten (die man in der Börde Lamsfede merkwürdigerweise Frumm = Freunde nennt zum Unterschied von Nachbarn, die frömm = Fremde heißen) besuchen sich häufiger im Jahre. Bei Hochzeiten und Beerdigungen trifft sich die ganze Sippe; wer dazu nicht eingeladen wird, fühlt sich beleidigt und bricht die verwandtschaftlichen Beziehungen ab.

Unter den Geesibauern der Niederelbe hat sich das Gemeinschaftsleben in Nachbarschaft und Dorf bis auf den heutigen Tag sehr schön erhalten. „Nachbarschaftspflichten“ werden unbedingt und zu jeder Tages- oder Nachtstunde erfüllt. Man versteht darunter Hilfe in allen Lebenslagen. Wenn jemand eine Hebamme oder einen Arzt braucht, fährt der Nachbar los und holt sie; bei Hochzeiten treffen die Nachbarn alle Vorbereitungen für die Feierlichkeiten und für das Essen, das bei gutem Wetter unter den Lichen des Hofplatzes an langen Tischen eingenommen wird, und bedienen die Gäste; bei Beerdigungen „Heiden“ die Nachbarn den Toten, legen ihn in den Sarg, werfen dem Verstorbenen ein Grab aus, fahren den Sarg auf einem Ackerwagen zum Friedhof und senken den Verstorbenen ins Grab. Auch in allen übrigen Lebenslagen kann man unbedingt auf die Hilfe der Nachbarn rechnen, selbst in der Erntezeit, wo doch jede Stunde ausgenutzt wird.

In diesen Geesdörfern werden Gemeindefarbeiten an Wegen, Kanälen, Feuerlöscheinrichtungen, Schulen usw. noch durch das „Bauerwerken“ ausgeführt, d. h. jeder Hof muß zur festgesetzten Zeit eine Arbeitskraft oder ein Gespann stellen.

In den Geesbauern ist also das Gefühl der Abhängigkeit von einer Gemeinschaft sehr lebendig geblieben. Es darf allerdings auch nicht verschwiegen werden, daß sich hinter der Einstellung mancher Bauern zu Gemeindefangelegenheiten ein krasser Egoismus verbirgt; diese Leute beurteilen die Interessen des Dorfes von ihrem Hof aus, also nach ihrem eigenen Vorteil.

Gegenüber Fremden verhält sich der Niedersachs sehr zurückhaltend und wortkarg, in Wirklichkeit ist er aber nicht so schweigsam und kühl, wie er von manchen Schriftstellern beschrieben wird. Mit guten Bekannten unterhält er sich gern, und wenn die Arbeit nicht drängt, reißt manches Gespräch so leicht nicht ab.

Bei der Unterhaltung kann man immer wieder feststellen, wie sachlich, klar und anschaulich der Bauer denkt und sich ausdrückt. Aus plattdeutschen Redens-

arten und Sprichwörtern klingt ferner eine humorvolle Lebensauffassung.

Aus dem Selbstgefühl des Bauern stammt seine Neigung, Fehler und Schwächen anderer Menschen zu bespödeln. Wohl in jedem Ort gibt es Keime und Neckverse, in denen die Eigenheiten der Dorfbewohner treffend, meist mit harmlosen Worten charakterisiert werden. Zahlreiche Wortspiele beziehen sich auf Namen, besonders Vornamen. Dann gibt es Verse, mit denen man Leute aus Nachbargemeinden ärgern will; diese sind daher in der Regel sehr derb und recht Sarkastisch. Ja, die meisten dieser Keimereien sind so derb, daß man sie nicht veröffentlichen kann.

Aus diesen „Versen“ spricht die Freude am Humor. Selbstverständlich gibt es nur wenige Menschen mit einem auffallenden Mutterwitz, die diese Keime machen; die Spötteleien gehen dann von Mund zu Mund und werden viel belacht. Nach meinen Beobachtungen werden sie aber fast nur von jungen Leuten und Kindern gebracht, um andere zu ärgern. Die Folgen solcher Straßeleien sind dann in der Regel derbe Prügeleien.

Selbst erste Gedanken versteht der Niedersachs gern mit einem späßigen Nachsag. Stublmacher bringt in dem Buch „Die Heidmark“ eine große Zahl solcher „Lebensweisheiten“, z. B. „Wat doch de Welt upp un dal geit“, sä de Düwel, dor sett he sief uppe Soobwippen“. Oder „Wo'n Minsch starben schall, mutt he erst lebennig henn“, sä Seiers Vater ut Subossel“.

Im Essen und Trinken stehen alle Niedersachsen ihren Mann. Früher gab es eben in den anderen Tag „Speck mit Klütten“ (Buchweizenkloßen) und „Klütten mit Speck“, d. h. das Essen war wenig abwechslungsreich und es wurde viel Speck vertilgt. Heute ist man mehr Gemüde. Auch der Alkoholgenuß ist bedeutend geringer geworden.

Die Geesbauern sind in ihren Lebensansprüchen bescheiden, sie verstehen zuzupacken, sind fleißig und sparsam, daher kommen sie auch in anderer Umgebung vorwärts. Viele, die in die Städte zogen oder nach Amerika auswanderten, sind dort wohlhabend geworden.

Aus dem Raum zwischen Elbe, Weser und Aller sind auch zahlreiche Männer hervorgegangen, die in ihrem Leben Bedeutendes geleistet haben. Das Buch „Große Männer Niedersachsens“ von Kurt Bräuning nennt 25 Persönlichkeiten, die im Gau Ost-S Hannover geboren waren und sich als Gelehrte, Forscher, Dichter, Techniker, Künstler und Wirtschaftsführer einen Namen gemacht haben, unter ihnen Thaeer, den Vater der modernen Landwirtschaft, Hindorf, der die Besiedlung der ausgedehnten Moore im Regierungsbezirk Stade leitete und durchführte, Zimmermann, den Begründer der Tiergeographie, Karsten Niebuhr, den Erforscher Arabiens, dessen Sohn, der ein berühmter Historiker wurde, Eckermann, den Sekretär und Gehilfen Goethes, die Dichter Almers, Hoffmann von Fallersleben, und Speckmann, Karl Peters, den bekannten Kolonialpionier, Ludwig Sarns, den Begründer der Hermannsburger Mission.

Diese Persönlichkeiten stammen freilich fast aus-

nahmalos aus den Kleinfäden oder den Marschen. Daraus darf nicht geschlossen werden, daß die Bevölkerung weniger Intelligenz hervorgebracht hätte. In den Heidehöfen fehlte früher jede Möglichkeit, einen begabten Jungen geistig fortzubilden. Höhere Schulen gab es nur in den Städten, außerdem war die Bevölkerung zu arm, um Kinder auf Schulen schicken zu können. Allenfalls konnten begabte Jungen Lehrer werden; deren Kinder haben dann oft ein Studium ergriffen. In den Marschen lagen die Verhältnisse anders, weil es dort sogenannte Rektorschulen gab; außerdem waren die meisten Marschbauern reich genug, um ihre Söhne studieren lassen zu können.

Die bäuerliche Arbeit erfordert Kraft, Fähigkeit und Härte; Menschen mit schwächlichem Körper oder Personen, die wetterempfindlich sind, ertragen die Strapazen bei Hitze und Kälte, Regen und Sturm nicht lange, oder sie geben daran zugrunde.

Infolge der schweren Arbeit haben unsere Geesbauern nicht viel Verständnis und Gefühl für Vequmlichkeit und häusliche Gemütlichkeit; das mag auch noch daher kommen, weil sie die wenigste Zeit des Tages, besonders im Sommer, in der Stube sind. Von der körperlichen Härte und Anspruchslosigkeit nur ein Beispiel: Ein Mädchen von etwa 25 Jahren kniete vor einem Eimer auf dem Steinfußboden und schälte Kartoffeln. Auf meine Bemerkung, sie könne sich doch dabei auf einen Stuhl

setzen, sagte sie: „Ach, das geht auch so!“ — Dies „Es geht auch so!“ ist bei den Handlungsweisen der niederfächsischen Bauern oft zu erkennen und ein Ausdruck fächsischen Denkens.

Trotz der schweren Arbeit und der viel beredeten Verslossenheit der Niedersachsen geben unsere Bauern gern zu frohen Feiern, vor allem zu Hochzeitzeiten. Dort wird tüchtig gegessen, getrunken und getanzt, und man kann dann die „verschlottenen“ Menschen kaum wiedererkennen. Es wird so viel geshertzt, gelacht und geredet wie sonst vielleicht nicht in einem Monat. Eine derbe, natürliche Simmenfreude macht sich breit. Am meisten wird sich der landfremde Beobachter wundern, mit welcher Lust und Hingabe unsere stillen, ernsten Heidebauern tanzen. Viele stehen erst lange herum und sehen beim Tanz der Jugend zu, wenn dann aber „ihre Stunde“ gekommen ist, wird mit einer Ausdauer und Leidenschaft getanzt, die man manchem feinen Menschen gar nicht zutrauen möchte. Selbst Leute von 70 und mehr Jahren wagen zu gern ein Tänzchen, wenn sie noch körperlich einigermaßen rüstig sind.

#### Schrifttum zum 3. Teil:

Bünning, Kurt, Große Männer Niedersachsens, Hannover. — Lauffer, Otto, Niedersächsische Volkstümte, Leipzig 1925. — Lauffer, Otto, Land und Leute in Niedersachsen, Berlin 1934. — Strätling, Wilhelm, Germanisches Glaubensrecht im niedersächsischen Volkstümte, Leipzig 1946. — Stublmacher, Gust, Die Heimart, Hannover 1936.

E. Pfeil:

## Das Bildnis als Quelle der Rassen Geschichte

(Nachtrag zu dem Aufsatz in Heft 1 und 2)

Schon während mein Aufsatz in Druck war, fand ich in einem Beitrage von Erich Keyser in der von febr. v. Eichstedt herausgegebenen „Bevölkerungsbiologie der Großstadt“ einen Hinweis auf eine frühere Arbeit, in der er „Das Portrait als Quelle der Bevölkerungsgeschichte“ behandelt hatte.

Nach dem Erscheinen meiner Arbeit machte mich Elisabeth Molitor-Weber auf ihre Untersuchungen zum gleichen Thema, die in den „Berichten der Deutschen Gesellschaft für Rassenforschung“ und in „Forschungen und Fortschritten“ veröffentlicht worden waren, aufmerksam.

Auch das inzwischen herausgekommene Buch von W. Sellpach: „Physiognomik der deutschen Stämme“ berührt sich auf das Engste mit meinem Thema und brachte neue Gesichtspunkte.

Dieser reiche Anfall von Schrifttum, teils durch das Erscheinen meiner Arbeit mir zugänglich geworden, teils „zufällig“ kurz danach erschienen, zeigt mir, wie sehr die angechnittene Frage in der Luft liegt. Beschäftigung und neue Anregung gingen davon aus, und ich möchte nicht versäumen dasjenige an Stofflichem wie an Grundfächlichem nachzutragen, was die genannten Schriften mir zubrachten.

#### Zunächst zum Stofflichen:

Ein höchst eindringliches Beispiel für die Subjektivität des Bildnisses findet sich bei Sellpach. Von Julius Moser stellte Erich Gaarmann fest, daß der eine Maler ihm blaue,

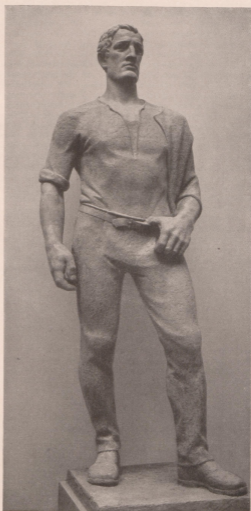
der andere braune Augen gegeben habe. Und V. J. Moebius habe sich geäußert: „Ich sehe durchaus nicht an zu behaupten, daß wir ganz und gar nicht wüßten, wie Goethe ausgesehen hat, wenn wir auf die Künstler angewiesen wären.“ Übrigens hat auch Friedrich Lange, dessen physiognomische Arbeit ich bereits im Aufsatz benutzte konnte (vgl. Anm. 27) einige feine Goethebildnisse widergebend, ihre Widersprüchlichkeit angemerkt. Er sah aber hinter den veränderten Zügen mehr die Veränderung von Goethes gesamter „Gesinntheit“ als eine Verschiedenheit in der Auffassung der Maler — wahrscheinlich hat beides zusammengegewirkt.

Die Beobachtungen, die Gaarmann an den Bildnissen Julius Mölers machte, treffen sich mit denen von Elisabeth Molitor-Weber: sie kann an Selbstbildnissen von Philipp Otto Runge zeigen, wie der Künstler sich bald mit hellen Augen und Haaren, bald mit dunklen, stark vergrößerten Augen und fast schwarzen Haaren darstellt. Eine seitgenössische Schilderung beschreibt ihn als blond und blauäugig (während bei Moser die Frage, was für Augen er in Wirklichkeit hatte, nicht beantwortet werden kann). Die Verfasserin erklärt die abweichende Farbgebung auf dem Selbstbildnis von 1802, dem frühesten der 3 verglichenen Bilder, damit, daß seltsames Erleben zum Ausdruck gebracht werden sollte, und zwar sei die dunkle Farbe nichts anderes als ein künstlerisches Selbstbekenntnis, geboren aus einer leidvollen Zeit der Schwermut und Lebensnot. Die Daten der Entstehungszeit bestätigten diese Annahme. Auf dem 2. Selbstportrait, das zu einer Zeit ent-

Große Deutsche Kunstausstellung 1942  
in München



G. Martini: „Heldengefalt“  
Aufm. Schmauß-Bavaria



H. Planegger: „Junger Bauer“  
Aufm. Schmauß-Bavaria

stand, wo Kunge sich selbst wiedergefunden hatte, schilderte er sich dagegen mit seinen wirklichen Farben, als „Ausdruck vollendeten Einklangs“!

Es ist eine parallele Entwicklungslinie, wie sie von Dürers Erlanger Selbstbildnis zum Pariser und Madrider führt! Wenn die Verfasserin und ich unabhängig von einander an so verschiedenen Malern den gleichen Linienverlauf fanden, so dürfte das wohl dafür zeugen, daß hier ein menschliches und künstlerisches Gesetz richtig erkannt ist. Daß die Abwanlung das eine Mal im Bereich der Formgebung, das andere Mal in dem der Farbgebung stattfand, beruht nur, daß alle Seiten der Darstellung Ausdrucksmittel und als solche subjektiv sind. Die Formenwiedergabe ist bei Kunge zuverlässiger als die Farbwiedergabe, aber auch sie dient wie diese „der Echtheit der seelischen Gehalte“. Die Veränderungen der Gestaltsform, welche die Kunge'schen Selbstbildnisse aufweisen, hängen übrigens zum Teil mit seiner fortschreitenden Krankheit (Tbc.) zusammen. Ein Vergleich mit den familienangehörigen, Eltern und Brüdern, bestätigt der Verf. die Rassen diagnose: Nordisch mit Ostischen oder Ostbaltischen Einflüssen. Die verhältnismäßig geringe Höhe bei größerer Breite und Länge des Kopfes, die sie bemerkt, findet man übrigens auch sonst auf Romantikerbildern, sie ist nicht nur bei Kunges Geschwistern wiederzufinden. Sollte sie etwa dem Ideal der romantischen Generation entsprechen? Die Saartocht der jungen Romantiker wirkt ja auch in dieser Richtung, so wollte man gerne aussehen. Damit springt hier wieder die Frage nach dem Zeitgeist auf. Sellpach meint, der sachliche und nüchterne Gesichtsausdruck unterscheidet die Menschen der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts deutlich von denen der vorangegangenen Epoche. Erich Keyser macht darauf aufmerksam, daß rassistische Merkmale in Mode kommen und wieder aus der Mode kommen. So sei auffällig das Betonen Dinartischer Züge im Barock. Er teilt die unbedeckten Bildnisse in 3 große Gruppen von Quellen, die zugleich ein bestimmtes soziologisches Gepräge tragen: Die Bildnisse des 15. und 16. Jahrhunderts, vorwiegend Kaufleute und Gelehrte darstellend; die Kupferstiche des 17., 18. und 19. Jahrhunderts, die meistens Adlige und Akademiker abbilden, und endlich das Lichtbild im 19. und 20. Jahrhundert.

Mit allem neuen Material aber lösen wir nur wieder auf die Grundprobleme.

#### Zum Grundsätzlichen

Sie hat Keyser am nachdrücklichsten auf die Brauchbarkeit des Portraits hingewiesen: „Der bevölkerungsgeschichtliche Quellenwert historischer Bildnisse kann gar nicht überschätzt werden.“ Jedes Bild sei brauchbar, das Gestalt und Verhalten vergangener Personen veranschauliche. Gewiss seien die Mängel der Darstellung zu berücksichtigen, die auch er in der Unfähigkeit des Darstellers, in seiner Absicht zu verschönern oder zu verhässlichen, in dem Wunsch des Dargestellten, in einer bestimmten Kleidung oder Haltung zu erscheinen, erkennt, aber er scheidet alle diese Abträglichkeiten doch gering ein im Vergleich zu den Möglichkeiten, welche die Bildnisse als Quellenmaterial eröffnen. Er weist auch den Weg, wie die Hindernisse, welche die verschiedene Auffassung der Künstler verursacht, zu nehmen seien: die Forschung könne „den Schleier durchdringen, den Trägung und Sitte um die Gestalt eines Menschen gewoben haben“, indem sie die Wissenschaft ganzer Bevölkerungsgruppen zu erschließen suche. In ihrer Gesamtheit nämlich zeigten die Bildnisse einer räumlich und zeitlich umgrenzten Bevölkerungsgruppe ihre rassistischen Merkmale sehr wohl trotz aller Idealisierung. Es gebe ein silesisches, französisches, schwäbisches Gesicht jenseit wie ehemals, auch ein deutliches Gesicht. Als Beweis dafür führt Keyser an, daß man die Menschen auf alten Darstellungen unschwer in heute lebenden Menschen derselben Gegend wiederfinden könne, wie denn auch umgekehrt Menschen von heute, in die

Tracht ihrer Vorfäter gesteckt, diesen auf einmal übertrahend ähnelten. Tatsächlich ist hier eine Möglichkeit: man muß vom Einzelbildnis und von der rassistischen Bestimmung Einzelner hinweg zur Bestimmung des rassistischen Gesichtsbewölkerungsgeschichtlicher Gegenstände vorbeigehen und das sind immer Bevölkerungsgruppen. Diesen Weg ist etwa Keiter in seinem Werk über Rasse und Kultur mit Erfolg gegangen. (Vgl. seine Darstellung des Rassenstums der Menschen der italienischen Renaissance.) Er ist auch deswegen sinnvoller, weil Rassenmerkmale nun einmal Gruppenmerkmale sind und die Eigenart einer Rasse sich nie in einem Individuum voll ausdrücken kann: eine Rasse ist viel zu reich, als daß sie alle ihre Möglichkeiten in einem Einzelwesen sammeln könnte. Die individuelle Rassenzuweisung sollte deshalb das Zweite sein und erst erfolgen, nachdem die Gruppe, der der Einzelne zugehört, rassistisch gekennzeichnet ist.

Auf eine andere Möglichkeit, selbst dem zeitbedingten Portrait Aussagewert abzugewinnen, weist Molitor-Weber hin. Sie ging, wie ich, von der durch persönliche Wünsche der Dargestellten, durch gesellschaftliche Forderungen und berühmte zeitgenössische Vorbilder begrenzten Verwertbarkeit des Bildnisses aus und forderte vor der Verwertung „eine Bestimmung des jeweiligen Aussagewertes, seines Umfangs und seiner Grenzen“. Sie will nun nicht nur möglichst viele Bilder derselben Person mit einander vergleichen, sondern „auf die vom Zeitideal und vom Durchschnitt der verglichenen Bildnisse abweichenden Züge des Dargestellten“ achten, diese hätten in jedem Falle den stärksten Wert. Damit würde in der Tat der durch das Zeitideal entstandene Fehler ausgegaltet und das ist schon viel —, aber die aus der Eigenart des einzelnen Künstlers fließende Umsilbierung kann damit nicht ausgegaltet werden.

Auch Sellpach kommt, ähnlich wie Keyser, wenn er die grundsätzliche Bedingtheit der Abbildungen betont und sich wie Walter Scheidt, den er anführt, im Prinzip ablehnend gegen die Bildnismalerei als Dokument verhält, doch zu einer positiven Einschätzung der Bildnisgruppe. „Es gibt Bildnisse, die persönlich unendlich sein mögen, aber ein typisch Wesentliches ist in ihnen eingefangen. Wir wissen nicht, ob die Mitglieder der Familie Tucher sich vom Meister Dürer richtig getroffen fühlten; aber daß er in ihnen alles das Hasische fränkische Gesicht gemalt hat, das eben wir heute nach 400 Jahren noch, vielleicht hat er sogar ein wenig übertrieben, das sieht uns nicht an; er hat es jedenfalls als ein charakteristisches Etwas aus allen herausgeholt. In der staatlichen Sammlung Gobelerscher Bildnisse, die im Züricher Kunsthaus hängen, zeigen nicht weniger als 29 das schwäbische Gesicht in geradezu lehrbuchmäßiger Veranschaulichung; vielleicht ging den Gemalten die Kinneite, die Meister Godler ihnen gab, doch zu weit, aber er sah eben überall den Antlitztypus, mit dem er lebte, und hielt ihn fest. Ganz so geht es mit der Karikatur....“ Die angeführte Stelle erweitert, so gut wie Keyser's Überlegung, die in meinem Aufsatz enthaltenen Gedanken über Stillierung nach der Seite des Stammtypus hin. Wenn ich von dem „eigentlichen“ Wesen sprach, das auf Kosten der Ähnlichkeit herausgearbeitet werde, so dachte ich doch einmal an das eigentliche Wesen dieses bestimmten Menschen, der da abgebildet ward, sodann an das Wesen der Rasse, der er angehörte, und endlich an das Wesen der Zeit, in der er lebte. Nun schiebt sich zwischen Rasse und Individuum nicht nur Volk und Stand, sondern auch noch der Stammtypus. Grundsätzlich wird jede Typenbildung, die man überhaupt mit wissenschaftlichem Recht verfolgen kann, bei der Deutung von Bildnissen zu beachten sein. Der Stammtypus (entstanden auf Rassen Grundlage und Sprechweise und Konventionstemperament, wenn man Sellpach folgen will), darf dabei gewiss nicht vernachlässigt werden. Ich erinnere mich an einen Gang durch die Va-

tionaal Portrait Gallery in London, jene berühmte Sammlung, die seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts alle bedeutenden Männer und Frauen der englischen Geschichte in Bildnissen vereinigt. Und wie ich von Saal zu Saal, von Jahrhundert zu Jahrhundert bis zur Gegenwart vorwärtschritt, überwältigte mich der Eindruck, wie doch alle Stilepochen des Abendlandes hier ebenso deutlich sichtbar waren wie in den Nationen des Festlandes. Das Renaissanceintimale wandelte sich zum Barockgeschicht. Rokoko und Romantik. Biedermeier und Bürgertum, alles war hier ebenso ausgeprägt wie irgendwo sonst. Vielleicht gab es gewisse Affinitäten, daß bestimmte Zeitstile dem englischen Wesen mehr lagen als andere, aber, so fragte ich mich: Wo blieb überhaupt das eigentlich Englische hinter all diesen gesamteuropäischen Stilwandelungen, was war all diesen Gesichtern durch die Jahrhunderte hindurch gemeinsam? War hier überhaupt etwas wie ein englisches Nationalgesicht erkennbar? Feilich war es das, aber es war sehr schwer zu fassen und alles, was ich fand, schien mir beschlußlos und vorläufig, so daß ich zu keinem Urteil kam, sondern auch nach wiederholten Studien der Galerie nur mit einer brennenden Frage, nicht mit einer auch nur vorläufigen Antwort nach Hause kam. Die Kulturgeschichte der Nationalgeschichte, wie Sellpach es nennt, baret noch der Erforschung.

Man wird eine erste Annäherung an das Problem vielleicht auf dem Wege versuchen, daß man Solche Portraits von Engländern feiner Basler Portraits gegenüberstellt, doch wird der Unterschied in Erscheinung und Ausdruck nicht rein auf das Nationalgesicht zurückgeführt werden können, indem es sich bei den Basler Bürgern nicht um das deutsche Gesicht, sondern um eines der deutschen Stammesgesichter und bei den von ihm gemalten englischen Menschen um eine andere gesellschaftliche Schicht und damit eine unter andere Gesellschaftsgruppen und anderem Lebensstil lebende Menschengruppe handelt.

So stoßen wir auch hier wieder auf das Standesgesicht und das Stammesgesicht. Der Erforschung des letzteren gilt Sellpachs Buch, die des ersteren ist, so viel ich sehe, noch niemand in Angriff genommen<sup>1)</sup>, so wenig wie die Geschichte des Nationalgesichts.

Zu unserem Thema gehören ferner Sellpachs Ausführungen über die physiognomische Wirkung der Gesichtstracht, wie sie durch Verdeckung von Gesichtsteilen, Hervorhebung bestimmter Züge oder endlich durch Veränderung hervorgebracht werden. In der „Aufmachung“ des Gesichtes ist nun bald das Prinzip des Gegensatzes, bald das Prinzip der Verwandtschaft wirksam. Sellpach bringt dafür als Beispiele: Die im harten Erwerbsleben lebende amerikanische Frau, die sich als Backfisch herrichtet und die deutsche Frau zu Beginn der Frauenemanzipation, die ihre berufliche Tätigkeit durch eine betont herbe, ja männliche Aufmachung unterseht. Man kann die innerliche Artung hervorheben oder mildern, in bezug auf ihr Frauentum waren es die deutschen Frauen jener Bewegung, die mit ihrem Sitragen ihre eigentliche Artung verbargen, während die oben gekennzeichneten amerikanischen Frauen ihre Weiblichkeit überbetonten und zugleich ihren Beruf verleugneten.

Ob nun in Hervorhebung oder Abdämpfung — jede Tracht ist ein „Stück Gepräge des betreffenden Menschentums, eine Arahabe der innerlich vollzogenen oder erwünschten psychophysischen Prägung“. Es gebt zur Wesensbedeutung, daß man zu unterscheiden vermag, was im einzelnen Falle die Herrichtung bedeutet. Dazu gibt es auch unbeabsichtigte Nebenwirkungen bestimmter Trachten. Sellpach macht darauf aufmerksam, daß das ausstrahlende Kinn, wie es zur Zeit Wilhelms I. Mode war, einen günstigen Ausdruck verleibt. Wie weit dieser bewußt oder halbunbewußt angestrebt wurde, mag dahin gestellt bleiben.

<sup>1)</sup> J. G. Mitgan fordert sie in seiner Vorrede des Sellpachschen Buches im Allg. Statist. Arch.

Es ist gewiß kein Zufall, sondern muß auf „seelische Gestaltungs- und Gesinnungshintergründe“ zurückgeführt werden, wenn gewisse Epochen die Vollbärtigkeit, andere Bartlosigkeit oder Teilbärtigkeit bevorzugen. Sellpach zeigt einleuchtend an zwei Photographien Bismarcks aus dem gleichen Jahre, wie Mäße und Vollbart, die er im Mandat trug, „vermittelndes auf das geistvolle scharfgeprägte Antlitz Bismarcks wirkten“. Die höchst ausdrucksvolle Kinnpartie wird vom Vollbart verdeckt, weshalb uns die Physiognomie der Männer aus der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts leicht so leer erscheinen. Sie haben aber auch ohne diese Tracht im Allgemeinen einen nüchternen und sachlichen Gesichtsausdruck, der sich von dem der Romantik deutlich abhebt. Herrichtung und Ausdruck sind beide „physiognomische Zeitpiegel für ganze wohlcharakterisierte Epochen“. Auch Sellpach gelangt also zu jener Zeitbedingtheit des Bildnisses, die alle fanden, die der Eigenart des Portraits nachspürten.

Eine weitere Frage, die ich in meinem Aufsatz zurückgestellt hatte, ist die nach dem Verhältnis von Portrait und Photographie. Elisabeth Molitor-Weber stellt das Lichtbild in eine Linie mit dem gemalten Bilde. Sie macht überdies auf die besonderen Mängel des Lichtbildes aufmerksam: der Aufnahmeapparat bringe Unwesentliches und Wesentliches mit gleicher Treue, während der Künstler das Wesentliche bevorzugen könne. Ungewollte Verzerrungen und Unschärfen neben gewollten Veränderungen und der schmeichelnden Retouche. Auch Scheidt hat die Mängel der nur scheinbar zuverlässigeren photographischen Abbildung des Menschenantlitzes hervorgehoben. Sellpach bemerkt, daß besonders lebhaft Naturrelle, deren Wesentliches in der Dynamik des Sprechens und Blickens an den Tag kommt, in der steifen Maske des Lichtbildes geüßter und platter aussehen können als sie sonst wirken. Das wird zu beachten sein, an der Stelle, wo der Kupferstich durch das Lichtbild abgelöst wird. Die Entgeistigung ist z. T. nur eine scheinbare.

Endlich noch eine Frage, die eigentlich beantwortet sein müßte, ehe man sich an die psychologische und rasen-seelenkundliche Ausbeutung eines Bildnisses begeben darf und die ich doch in meinem Aufsatz zurückstellen mußte, sie ist dort nur in einer Fußnote (Anm. 5) als ungelöste Vorfage angeführt. Es ist die Frage, in wiefern das Wesen eines Menschen in seinem Antlitz in Erscheinung tritt. Hier hat der Physiognomiker Sellpach wichtige Hinweise zu geben.

Er unterscheidet drei Aufbauschichten des Gesichtes, die sich zwar zu einer Gesichtsganzheit verbinden, aber doch in ihrer ganz verschiedenen Entstehung unterschieden werden können, wenn man zur Deutung der Physiognomie und damit zur Wesensbedeutung eines Menschen oder eines Menschenbildes vordringen will.

1. Naturgesicht.
2. Trachtgesicht.
3. Lebensgesicht.

Das Naturgesicht ist überwiegend erbbestimmt, es ist, wie Sellpach sich ausdrückt, in erster Linie Erbgesicht und zwar unterscheidet er zwischen

- a) Rassenerbgesicht und
- b) familienerbgesicht.

Der Unterschied wird an einem Beispiele klargestellt: blaue Augen sind Rassen eigenschaften, eine bestimmte Art blauer Augen aber, etwa silberblaue mit dunkelblauem Rand, können als erbliche Eigenschaft in einer Familie auftreten.)

Zu den Erbgesichtern schlechthin kommt das Konstitutionsgesicht, das durch das Zusammenwirken der innersekretorischen Drüsen bestimmt wird. Dieses beruht nur teilweise auf Erbgundlagen; Einflüsse des Klimas und der Ernährung formen die Konstitution mit, es ist also

3. T. durch Umwelteinflüsse auf das hormonale System bestimmt. Das Naturgesicht tritt in Proportionen und Formen, aber auch in Hautbeschaffenheit, Farbe, Tonus usw. in Erscheinung.

Auch das Erlebnisgesicht ist zum Teil erbbestimmt, wenn gleich es nicht wie geboren wird, sondern im Laufe der Entwicklung sich herausbildet. Hellpach weist auf die eigentliche Bedeutung des vielsagenden Wortes „Züge“ hin: in ihm liegt die Kausalität dieser Physiognomie beschlossen, sie ist entspringend aus der Beanspruchung der Antagonisten.

Die Muskeln unseres Gesichtes sind die vornehmlichen Ausdruckszonen unseres Innenlebens, sie werden durch ihre Funktionen mitgeformt, und selbst die Knochen sind in der Jugend durch die Zugwirkungen der an ihnen ansetzenden Muskeln noch beeinflussbar, namentlich der Unterkiefer. So entstehen denn die Züge des Menschenantlitzes durch den Gebrauch der Gesichtsmuskeln als Ausdrucksmittel. Da nun die emotionalen Erlebnisse, die hier ihren Ausdruck finden, ihrerseits auf Erbgangslagen beruhen: wie einer erlebt, hängt eben mit seinem erbgewebenen Temperament usw. zusammen — so ist auch das Erlebnisgesicht 3. T. ein Erbgewicht. Zum anderen Teil freilich geprägt durch andere Kräfte:

1. durch Erziehung: schon das Kind wird daran gewöhnt, bestimmte mimische Ausdruckweisen zu unterdrücken und andere hervorzuheben, etwa einem fragenden mit freundlichem Gesicht zu antworten. Härte, Ernst, Erbittert können gepregte Formen sein, durch Erziehung (Badettenhaus) aufzuprägen.

2. durch Gewöhnung unbewusster Art unter dem Einfluß einer Atmosphäre. Hierhin gebt das ganze konventionelle Benehmen der menschlichen Gemeinschaften. Volksschläge, Stände, Schichten bilden Benehmenweisen, Gattungen und Äußerungen aus, denen der Einzelne im

Wege der Gewöhnung, ohne daß er es merkt, teilhaftig wird.

3. durch typische Erlebnisse, wie sie mit bestimmten Lebensstellungen verbunden sind.

In den Erscheinungen der Selbstbeherrschung, Selbsterziehung, Menschenbildung und Herzensbildung sind alle diese Prägungsweisen: durch Erlebnis (von außen gegeben als Was und von der Lebenslage bestimmt als Wie), durch Erziehung und durch Konvention mitbeteiligt.

Ein Menschengesicht ist somit bestimmt erstens durch die rassen- und familiengegebenen Bauelemente, zweitens durch die erbgewebene Reaktionsweise und drittens durch die umweltspezifische Umformung der spontanen Reaktionsweise, eine Formung, die allerdings nur innerhalb enger Grenzen möglich ist, die Spielbreite selbst ist erbbestimmt. Dazu kommt nun noch die bewußte Herrichtung, die Tracht, auf die wir schon hinwiesen. Und noch eines, worauf Hellpach aufmerksam macht: Die sog. motorische Rettung. Diese setzt Muskelgruppen mit in Bewegung, die nicht unmittelbar etwas mit dem jeweiligen Ausdruck zu tun haben; auf die Länge der Zeit verfertigen sich auch diese Züge, die gleichsam nicht daugedören. Damit hängt es zusammen, meint Hellpach, daß ältere Menschengesichter teilweise von physiognomischer Undurchsichtigkeit sind. Auch Lange, der ja die Inanyspruchnahme bestimmter Muskeln für bestimmte Ausdrucksbewegungen anatomisch untersucht hat, macht darauf aufmerksam, daß im verfertigten Zustand Züge entstehen, deren Ausdruck mehrdeutig ist. Bei der Deutung des Erlebnisgesichtes erwachsen hier also unerwartete Schwierigkeiten. Physiognomik und Rassenfelsenkunde werden erst nach mühevoller Forschung das Antlitz und das Wesen des Menschen und seiner Rassen allmählich entschlüsseln.

## Buchbesprechungen

Milse, Wilhelm: Die strukturtypologische Gliederung einer meißdeutschen Großstadt. II. Heft zum Archiv für Bevölkerungs- und Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik. Verlag S. Hirzel, Leipzig 1941. 80 Seiten.

Am Beispiel der Industriearbeiterschaft der Stadt Düsseldorf werden die Beziehungen von Stammescharakter, Erbanlage und Arbeitseignung untersucht. Von den drei wichtigsten Zuwanderer-Gruppen zeigt die „mittel- und niederbayerische Erbmasse“ eine besondere Eignung für die Berufe der Textil- und feintextilischen Industrie, während der Westfale mehr für die Arbeiten in der Eisen- und Stahlgewinnung und -verarbeitung qualifiziert ist; die Zuwanderer aus dem bayerischen Land stehen über Berufseignung nach zwischen den beiden ersten Gruppen. Die Arbeitseignung des Menschen ist stark mitbestimmend für den Standort der Industrie. Für verschiedene Facharbeiterberufe werden die psychischen Berufsvoraussetzungen dargestellt; diese Untersuchungen bauen auf der Integrationspsychologie von E. R. Jaensch auf. — Die Arbeit von Milse bildet einen beachtenswerten Beitrag der psychologischen Berufsfunde zur Erforschung der Siebung und sozialen Auslese. S. Wülker.

Luis, W.: Das Bauerntum im grenz- und volksdeutschen Roman der Gegenwart. 1940. Berlin, Junker & Dünhaupt Verlag. 124 S.

Es wäre zweckmäßig gewesen, den Titel der Schrift dem Inhalt anzupassen, denn es wird nur ein Teil des grenz- und volksdeutschen Schrifttums behandelt. Der

Verfasser hat vor allem die Probleme des ost- und südeuropäischen Bauerntums behandelt. Bei der Behandlung der einzelnen Volksgruppen wird stets ein charakteristisches Werk besprochen und in seiner Bedeutung gewürdigt. So kann allerdings der Eindruck einer gewissen Einseitigkeit entstehen. Die herangezogenen Romane lassen vor uns das Bild besten deutschen Bauerntums entstehen, wie es sich gegenüber einer rassen- und volksfremden Umwelt durchzusetzen hat. „Seht gut ist der Unterschied zwischen baltendeutschem „Königtum der Scholle“ und ruflanddeutschem Bauerntum herausgearbeitet, beides mit Vorzügen und Nachteilen behaftet. Wertvoll sind die Hinweise auf die rassistischen Triebkräfte, die das Volkstum jenseits der Grenzen prägten. Die Schrift ist trotz allem ein guter Leitfaden zum Verständnis des volksdeutschem Schrifttums unserer Zeit. E. Wiegand.

Waterkamp, H.: Die Bevölkerung von Duisburg, ihre Wanderung und ihre Zusammenfassung. „Volkstum im Ruhrgebiet“, Bd. 2. 1941. Essen, Bachmeisters Nationalverlag.

Als Beispiel für biologische Veränderungen in einem Volkskörper, die durch Zuwanderung von fremden Industriearbeitern im 19. Jahrhundert entstanden sind, untersucht Waterkamp die heutige Duisburger Bevölkerung und fragt nach dem Anteil „fremden“, besonders ostdeutschen Erbgutes. In einer Erhebung, die der Verfasser im Jahre 1937 in der „Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet“ durchführte, wurden für 48000 Schulkinder oder etwa 30% aller Duisburger Familien die Geburtsorte

und Berufe der Eltern, Groß- und Uergroßeltern festgestellt. Die Ergebnisse mögen typisch für die meisten Städte des Rheinisch-westfälischen Industriegebietes sein. Etwa Zweidrittel aller Eltern sind — vorwiegend aus dem Osten Deutschlands — selbst erst in die Industrie-Großstadt zugewandert. Da aus manchen Ostprovinzen mehr als 70% der Zuwanderer ledig waren, fand eine häufige Vermischung mit der westfälischen Bevölkerung und den übrigen Zuwanderern statt. W. findet folgende Abkammungsverhältnisse der Eltern von 6743 Schulkindern: Nur bei etwa einem Drittel stammen alle vier Großeltern aus der näheren Umgebung Duisburgs, dem beimatlichen Westen. Bei 70% der Kinder kam wenigstens 1 Großeltern aus entfernten fremden Herkunftsgeländen (Mittel-, Süd-, Ostdeutschland, Ausland); in jede dritte Familie drang über einen oder mehrere Großeltern „südliches“ Erbgut ein. Eine Auswertung von Wahllisten bringt für 1458 Ehepaare ähnliche Zahlen. — Die Ergebnisse eigener Untersuchungen werden durch eine geschichtliche Darstellung der Entwicklung Duisburgs zur Industrie- und Bergbau-Stadt, die Auswertung von Zufallsstatistiken über die Herkunft der Zuwanderer aus der Vor-Weltkriegszeit und einen Abschnitt über die leistungsmäßige Auswirkung der ostdeutschen Zuwanderung ergänzt. Die anregende Arbeit beweist erneut, welche Menge interessanter biologischer Fragestellungen im Ruhrgebiet zu bearbeiten sind.

S. Wülfer.

Wächtler, S.: Lehrer in volksdeutschem Kampf. München Deutscher Volkverlag. 45 S.

Die kleine Schrift setzt sich zur Aufgabe, breiteren Kreisen unseres Volkes Einblick in den kulturpolitischen Grenzkampf der letzten Jahrzehnte zu geben. Sie gibt darüber hinaus vor allem Kunde von dem opferbereiten schweren Ringen der deutschen Lehrer und Lehrerinnen in den Grenzgebieten um die deutsche Seele der Jugend und um die Erhaltung des Deutschtums. Sie sagt ferner, welche gewaltige Aufgabe den volksdeutschen Lehrer auch in Zukunft in diesem Grenzkampfe noch erwartet.

J. Müller.

Kolesch, H.: Deutsches Bauerntum im Elsaß. Erde und Verpflichtung. Wiss. Akademie Tübingen des V.S.-Dozentenbundes. 1941. Tübingen, J. C. B. Mohr. 100 S., 78 Abb. auf 34 Bildtafeln.

Die tiefe Verankerung des elsässischen bäuerlichen Kulturgutes (Volkskunst, Tracht, Schmauck, Brauchstum usw.) in der gemeinsamen völkischen und letztlich rassistischen Grundlage der oberrheinischen Alemannen wird in lebendiger Vergleichsuntersuchung zu Tage gebracht, belegt durch sorgfältig ausgewählte Beispiele und Bilder.

Schauble.

## Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

**Gesetz zum Schutz der erwerbstätigen Mutter (Mutter-Schutzgesetz).** Am 17. Mai 1942 ist das Gesetz zum Schutz der erwerbstätigen Mutter (Mutter-Schutzgesetz) erlassen worden, das eine Reihe von Maßnahmen zum Schutz der werdenden und stillenden Mutter vorsieht. Nach den Vorschriften des Gesetzes darf eine werdende Mutter künftig nicht beschäftigt werden, wenn nach ärztlichem Zeugnis Leben und Gesundheit von Mutter und Kind gefährdet sind. Werdende Mütter dürfen nicht mit schweren körperlichen Arbeiten, z. B. Heben und Tragen schwerer Lasten, beschäftigt werden, ebenso nicht mit Arbeiten, bei denen sie schädlichen Einwirkungen von gesundheitsgefährlichen Stoffen, Strahlen oder ähnlichem ausgesetzt sind; ferner ist die Beschäftigung im Akkord, mit Prämiendarbeit oder am laufenden Band unzulässig, wenn die durchschnittliche Arbeitsleistung die Kräfte werdender Mütter übersteigt. In den letzten 6 Wochen vor der Niederkunft sind werdende Mütter auf ihr Verlangen von jeder Arbeit zu befreien. — Auch nach der Niederkunft sollen die Mütter weitgehend geschont werden. Wöchnerinnen dürfen bis zum Ablauf von 6 Wochen nach der Niederkunft nicht beschäftigt werden, für stillende Mütter verlängert sich diese Frist auf 8 Wochen, für stillende Mütter nach Fehlgeburten auf 12 Wochen. — Werdende und stillende Mütter dürfen nicht mit Mehrarbeit, nicht in der Zeit zwischen 20 und 6 Uhr und nicht an Sonn- und Feiertagen beschäftigt werden. In der Landwirtschaft ist außerdem jede Beschäftigung über 9 Stunden am Tag hinaus verboten. Stillenden Müttern ist auf ihr Verlangen die zum Stillen erforderliche Zeit freizugeben. — Frauen dürfen aus Anlaß ihrer Schwangerschaft nicht gegen ihren Willen entlassen werden. Während der Schwangerschaft und bis zum Ablauf von 4 Monaten nach der Niederkunft sind Kündigungen auch aus sonstigem Anlaß unzulässig, wenn dem Betriebsführer zur Zeit der Kündigung die Schwangerschaft oder Niederkunft bekannt war oder unverzüglich mitgeteilt

wird. Dies gilt nicht, wenn die Frau sich mit der Lösung des Beschäftigungsverhältnisses einverstanden erklärt. — Frauen, die in der gesetzlichen Krankenversicherung versichert sind, erhalten während der letzten 6 Wochen vor und während der ersten 6 Wochen nach der Niederkunft ein Wochengeld in Höhe des Durchschnittsverdienstes der letzten 13 Wochen, jedoch mindestens 2 RM. täglich. Stillende Mütter erhalten das Wochengeld nach der Niederkunft für 8 Wochen, nach Fehlgeburten für 12 Wochen. Der Anspruch auf Wochengeld entfällt für die Zeit, in der eine Frau gegen Entgelt arbeitet. Den Frauen, die nicht in der gesetzlichen Krankenversicherung versichert sind, ist während der Schutzfristen das regelmäßige Arbeitsentgelt weiter zu gewähren. — Stillende Frauen, die in der gesetzlichen Krankenversicherung versichert sind, erhalten, solange sie stillen, ein Stillgeld von 0,50 RM. täglich bis zum Ablauf der 26. Woche nach der Niederkunft. —

Um eine ausreichende Betreuung von Kindern erwerbstätiger Mütter sicherzustellen, kann der Reichsarbeitsminister bestimmen, daß Betriebe und Verwaltungen zu den Kosten von Kindertagesstätten der VSO, oder der Gemeinden beitragen. Soweit solche Kindertagesstätten nicht errichtet werden, kann der Reichsarbeitsminister bestimmen, daß Kindertagesstätten von den Betrieben oder Verwaltungen selbst errichtet und unterhalten werden.

Von besonderer Bedeutung ist, daß in der Begründung des Gesetzes betont wird, das Gesetz stelle nicht den Abschluß, sondern den Anfang eines Mutter-Schutzgesetzes dar, das sich auf alle Mütter erstrecken und weiter ausgebaut werden soll. Ziel werde dabei sein, die während des Krieges ausgeweitete Berufstätigkeit der Ehefrau wieder einzuschränken und die Frauen, die jetzt ihre volle Arbeitskraft für die Sicherung der Freiheit unseres Volkes einsetzen, wieder ganz ihrer Familie zuzuführen.

Durch dieses Gesetz kommt klar zum Ausdruck, daß auch über den brennenden Aufgaben der Gegenwart, welche

die Mitarbeit der Frauen selbstverständlich erfordern, die wesentlichste Aufgabe der Frau nicht vergessen wird, nämlich die Aufgabe als Frau und Mutter. Die Erwerbstätigkeit der Frau wird daher nicht als selbstverständlich und als natürlicher Zustand angesehen, sondern das Ziel ist die Einschränkung der Frauenarbeit und die Zurückführung der Frau in die Familie.

**Ortsgeellschaften der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene in Prag und Reichenberg.** Prof. Dr. Febr. v. Vershuer, Frankfurt a. M., sprach in großen rassenpolitischen Veranstaltungen am 25. Juni 1942 in der im Vorjahr neu gegründeten Ortsgesellschaft Prag der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene über „Die Lebensarbeiten in der modernen Erbforschung“, am 26. Juni d. J. in der Gauhauptstadt des Sudetengaus, Reichenberg, über „Die Zwillingsforschung als Grundlage der Rassenhygiene“. Bei dieser Gelegenheit wurde die Ortsgesellschaft Reichenberg gegründet. Der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene, Prof. Dr. E. Rüdin, betraf den Gauärztzeführer, Reg.-Med.-Dir. Dr. B. Feitenhansl, zum 1. Vorsitzenden und Gau-O.-Med.-Nat. Dr. F. Schwarz zum 2. (Geschäftsführenden) Vorsitzenden der neuen Reichenberger Ortsgesellschaft.

**Ahnenpässe ordnungsgemäß ausfüllen.** In der Zeitschrift für Standesamtswesen wird mitgeteilt: Nach § 359 der Dienstanweisung für die Standesbeamten und ihre Aufsichtsbehörden genügt zum Nachweise der Abstammung auch ein ordnungsgemäß ausgefüllter und beglaubigter Ahnenpaß. Für die Beteiligten zur Vermeidung wiederholter Urkundenbeschaffung gewiß eine große Erleichterung. In letzter Zeit sind hier aber recht oft Ahnenpässe vorgelegt worden, die nicht ordnungsgemäß, sondern lückenhaft ausgefüllt und trotzdem von Standesbeamten oder Kirchenbuchführern beglaubigt waren. Diese Ahnenpässe mußten selbstverständlich zurückgewiesen werden, was bei den Beteiligten Unwillen erregte. Meist fehlen bei den Eintragungen in den Ahnenpässen vom Jahre 1875 ab die Nummern der Geburts- bzw. Heiratsregisterinträge, so daß der Standesbeamte nicht in der Lage ist, die erforderlichen Angaben in der Aufgebotsverhandlung bzw. im Familienbuch zu machen. Streichungen in den Ahnenpässen, ob die Beurkundungen bei einem Standesamt oder Pfarramt erfolgt sind, sind oft unterlassen und auch die Hinzufügung über die Streichung von Schreibwiderten ist vielfach nicht vermerkt. Oft sind auch Eheschließungen und Geburten ab 1875 oder 1876 auf Grund von kirchlichen Trauscheinen eingetragen und beglaubigt, was unzulässig ist. Auch Eintragungen, in denen radiert war, sind beglaubigt worden. Die zur Sicherung der Eintragung erforderliche Auslinierung ist meist unterlassen; wie leicht können hier Änderungen vorgenommen oder Einträge nachträglich gemacht werden. Wenn dann solche Ahnenpässe in dieser lückenhaften Form ausgefüllt und beglaubigt, trotzdem zurückgewiesen werden müssen, dann geben die Beteiligten ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, warum dann solche Ahnenpässe überhaupt vom Standesbeamten oder Kirchenbuchführer beglaubigt werden. Wenn schon der Ahnenpaß den Beteiligten und auch den Standesbeamten Erleichterungen zur Vermeidung wiederholter Beschaffung von Urkunden bringen soll, dann müssen eben nicht ordnungsgemäß und lückenhaft ausgefüllte Ahnenpässe zurückgewiesen und dürfen nicht beglaubigt werden.

**Der Arbeitsdienst in Japan.** Im Rahmen des neuen Programms der vor Kurzem reorganisierten und vereinigten großjapanischen Jugendbewegung setzt sich die Ver-

einigung zur Unterstützung der Kaiserpolitik nunmehr für die positive Verbreitung des nach deutschem Vorbild bereits teilweise für die japanische Jugend bestehenden Arbeitdienstes auf die sechs größten Städte Japans ein.

**Ausbildungsbeihilfen beim Studium des Hofbaufaches.** Um den Mangel an Beamten des gehobenen technischen Dienstes zu beheben, hat der Finanzminister die Oberfinanzpräsidenten des Reiches und die Reichshalter in den neuen Reichsgauen ermächtigt, bis zu Widerruf an diejenigen jungen Leute Ausbildungen beihilfen zu zahlen, die zum Eintritt in die Laufbahn der gehobenen technischen Dienstes der Reichsbochbauverwaltung eine in die Reichshilfe eingetragene höhere technische Lehranstalt des Hofbaufaches besuchen wollen. Die Bewerber müssen mindestens 17 Jahre alt und körperlich gesund sein, der S. angehören, dem Nachweis der deutschblütigen Abstammung erbringen, mindestens eine abgeschlossene Volkshochschulbildung besitzen, eine 24 Monate lange handwerkliche Lehr- oder Praktikantenausbildung nachweisen oder die Gezellenprüfung abgelegt haben.

**Lebens-Versicherung für Kameraden.** Die Bauparkasse Gemeinschaft der Freunde Wästenrot G. m. b. H. in Ludwigsburg hat für die zum Wehrdienst eingezogenen Kameraden seit dem 1. März 1940 für die Dauer des Krieges eine Todesfallversicherung abgeschlossen. Die Höhe der Versicherungssumme richtet sich nach dem Familienstand des Leiberrufenen und ist unabhängig von seiner Stellung innerhalb der Gefolgschaft; sie beträgt mindestens 3000 RM. und höchstens, bei verheirateten Gefolgschaftsmitgliedern mit fünf und mehr Kindern, 12000 RM.

**Berichtigungen:** Die Aufnahmen von Frau Lendvai-Dieksen in Heft 6 Seite 103 und Sept.-Heft Seite 104 sind mit Genehmigung des Gauverlags Bay. Ostmark verschiedenen Bänden des Werkes „Das deutsche Volksgeschicht“ entnommen.

Im Aufsatz Endres „Arbeitspsychologie in rassenkundlicher Sicht“ muß es auf Seite 144 heißen:

Untersuchte Eigenschaft bzw. Funktion	N	F	D	W	O	Zweckmäßigste Prüfungsmethode
1. Wabenzeichnung	+	sehr+	—	sehr—	+	Tafeln ähnlicher Klammern, Zahlen oder Zeichen, geometrische Figuren
b) Bräunlichkeit						
5. Denken				sehr schwach	stark	
b) sochl. Denken		+	+	—	—	Definitionen u. ä. Synthesenbildung
Abstraktion		—	—	—	—	Synthese unmöglich
8 b) Allgemeine geistige Beweglichkeit	+	—	+	—	—	ungewohnte Sandlungen; Quartett



Der NSD.-Kindergarten ist zu einer neuen  
Eigenschaft des Klein Kindes geworden.  
Dein Mitgliedsbeitrag zur NSD. sichert  
solche Pflegestätten.

Verantwortlich für den Inhalt: SS-Standarteinführer Prof. Dr. B. K. Schulz, Chef des Rassenamtes im Rasse- und Siedlungshauptamt-SS, Berlin-Lichterfelde-Wich, Balderstr. 13. — Beauftragte Anzeigenverwaltung: Walde & Co., Anzeigenzeitung, München 22, Leopoldstr. 4 und Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für den Anzeigentext: Johanna Wagner, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München-Berlin. — P. L. 7 —

Druck von Dr. F. P. Dorrer & Cie., Freilings-München. — Printed in Germany.